

# Annas Ehe.

Roman von Ida Boy-Ed.

(8. Fortsetzung.)

Zum Schluß, als er seine Bücher zusammenraffte, um zu gehen, hatte er aber doch das Gefühl, alles in allem so etwas wie eine Lehrstunde abgehört zu haben. Das war ihm peinvoll. Seine Reife sollte nie lehrhaft wirken, niemals brüden. Er begriff, daß das den Altersunterschied fühlbar für Anna gemacht hätte.

Auch sie hatte sich erhoben und trat nun neben ihn an das Fenster. Gerade jagte oben am Himmel die schwarze Gewitterwolke schneller heran, und man sah den schweren Regen sich aus ihr entladen. Er zog rasch einher. Nun hatte er schon die Koppel erreicht und peitschte mit trübsaligem Aufblitzen seine Tropfen auf die grüne Saat.

Drüben das schwarze Meer begann sich mit weißen Schaumstreifen zu durchziehen.

Die weißblauen Blige huschten rechts über den Wald nieder. Ohne Wimpernzuden starrte Anna hinaus. Sie sah eigentlich gar nicht die Vorgänge des Wetters draußen. In ihren Gedanken erwog sie fort und fort jene Worte ihres Vaters: „Das Leben bietet uns Schlachten an. Dem entgeht auch der Beste nicht. Aber wie wir sie zu Ende kämpfen — bis insende.“

Ach, dachte sie, wenn man nur siegt! Wenn man nur alles nach seinem Willen lenken kann! Das scheint mir das Entscheidende — Graf Burckhard sprach in ihr Grübeln hinein:

„Ich denke, wir werden nun morgen wahres Frühlingswetter haben. Dann könnten wir die Partie nach Stubbenlammer machen — zu Fuß, zu Wagen — nach jedermanns Belieben. Um zwölf Uhr von hier fort; dort wird dann halb zwei Uhr gefrühstückt. Ich lasse morgen ganz früh einen Knecht hinstellen, damit man sich vorbereitet. Was meinst du?“

„Einverstanden,“ sagte Anna. „Wirst du mir noch einen Gefallen tun?“

„Aber bitte...“

„Nun so mache der Braut ein einen Besuch.“

„Selbstverständlich. Aber sieh — nein — ist sie das nicht — bei dem Wetter aus dem Wald — die da drüben am Rand der Koppel hinläuft?“

„Anna legte die Stirn gegen die Scheiben, um mehr rechts hinaussehen zu können. „Wirklich, es ist die Braut.“

Und dann wandte sie sich hastig an den Grafen Burckhard.

„Kann ich nicht einmal auch den Doktor Schüler besuchen?“

„Wenn du einen Vorwand findest — daß der Mann weder drückendes Mitleid noch gar Neugier in dem Besuch sieht — und die Tochter nicht zu dem Glauben verleitet wird, du wollest dich auf einen intimen Fuß mit ihr stellen...“

Anna unterdrückte ihn lebhaft: „Hättest du etwas dagegen?“

„Nicht, weil Sophie Schüler dessen unwert erschienen! Ich achte die junge Dame sehr hoch. Aber es bräde sie in eine schiefte Lage. Es fehlt ihr sicher an Kleibern, oft bei uns zu verkehren. Uns natürlich wäre sie immer in dem gleichen Willkommen. Aber man kann nie wissen, wie die Saat der Unzufriedenheit und Eitelkeit in so ein Mädchenherz geworfen wird, wenn es oft den Luxus anderer Frauen sieht,“ sprach er ernst.

Das kann uns ja ganz egal sein, dachte Anna. Und diesmal konnte sie sich nicht ganz beherrschen. „Du knüpfst an alles so vortreffliche moralische Bemerkungen.“

Es sollte lobend, bewundernd klingen. Und sicher klang auch etwas davon in Annas Seele mit.

Er aber hörte nur eine Art kalter Ungebuld und erschraf tief.

„Ich mache Fehler,“ sagte er sich. „Gebuld! Beherrschung!... Und in der schmerzlichen Furcht, bei ihr durch seine Beherrschung verloren zu haben, wollte seine Liebe heißer auf.“

Er zog Anna an sich und küßte sie leidenschaftlich.

„Bin ich nicht oft genug töricht?“, fragte er flüsternd.

Sie schloß, wie er sie liebte. Und gerade nach der vorhergehenden Stunde voll trostlicher Weisheit gefiel es ihr besonders gut, wieder auf ihren Thron erhoben zu werden.

Die Natur lachte. Vom blauen Himmel glitzerte die Sonne. Es war ein förmliches Prahlen, und die Erde tat, als schmückte sie sich mit einem Malenag.

Die Fröhenlichkeit aller belebte sich. In aller Herrgottsfröhe machten schon Wolf und Donat mit dem Grafen Burckhard einen Ritt, und in diesen Morgenstunden war es Ursula endlich glücklich, Stephan Normann an ihrer Seite festzuhalten.

Herbete und Frau von Reinbeck zogen sich gleich nach dem ersten Frühstück zurück. Renate trank ihren Tee stets im Bett. Ebenso der Baron Wenderoth. Sie konnten sich dann, wie Herbete sagte, mit gepflegten Kräften der Aufführung ihrer Schönheitsreste widmen. Herr von Reinbeck arbeitete in seinem Zimmer, und Gretl Wenderoth saß als einzige Gesellschaft und Aufsicht mit dem Leutnant Normann und Ursula in der Halle.

Die Baronin thronte, wie immer, kreiselnd in einem der „Kirchenstühle“. Rechts neben ihr lag ein Haufen Zeitungen und Zeitungen, links neben ihr eine Anzahl witziger Blättchen. Sie schnitt mit einer Schere aus alten hauswirtschaftlichen Beilagen Rezepte und Mittel aus und sammelte sie in einem großen Kasten. Wenn sie dann einmal wirklich eine Vorschrift benutzen wollte, mußte es nach stundenlangem Suchen ausgegeben werden, gerade diesen Ausschritt in der Unzahl loser Zettelchen zu finden.

Stephan sah mit Ursula vor dem Kamin. Sie lasen, als läßen sie die Morgenzeitungen. Aber Ursula las gar nicht und richtete alle Augenblicke das Wort an Stephan. Auch er las kaum, seine Gedanken waren zu sehr befüßt. Dennoch hatte er nicht vergessen, daß er Ursula von Ballau keine „Hoffnungen“ machen dürfe. Er antwortete immer freundlich, aber doch mit einer gewissen Abgemessenheit, übertrieben höflich und formvoll.

Verliebte Mädchen aber empfinden und bemerken nur, was ihrer Flamme Nahrung gibt.

Er ist reizend zu mir, dachte sie, so männlich — so gültig...

Da Ursula ihn innerlich auf unendliche Höhen über sich erhob, kam ihr seine Freundlichkeit eben schon wie große Güte vor.

„Hören Sie, Ursula,“ rief Gretl Wenderoth herüber, „ein vorzügliches Mittel, Festsitze aus Eisenbein zu entfernen...“

Und lesend schnitt sie mit der langen Papierschere Graf Burckhards das kleine Viereck aus der Zornsalbe. „Ich habe gar keine Eisenbeinfäden und mag keine Leiden,“ sagte Ursula.

„Ich auch nicht, aber man kann doch nie wissen...“

„Wie freu ich mich auf die Partie nach Stubbenlammer heut mittag,“ sprach sie und sah Stephan an.

„Ja, es kann sehr nett werden...“

Im Gottes willen, dachte er, wie komme ich hier nur los? Er war ja nicht mitgeritten, um inzwischen die Geliebte besuchen zu können, da er voraussetzte, daß er zum Nachmittags nicht frei sein würde. Nun hielt Ursula ihn so fest...

„Hören Sie, Ursula,“ rief die Baronin, die schon geöffnete Schere aus Daumen und Zeigefinger der Rechten vor sich haltend, so daß der Scheitraden förmlich drohend klappte, „hören Sie, ein großartiges Rezept, alte Rehbühner zu verwenden...“

„Ach, die tochen wir immer in Sauer,“ sagte Ursula.

Nun mußte Stephan doch lächeln. Wenn er lächelt, ist er bezaubernd, dachte Ursula und strahlte ihn verklärt an.

Anna war eingetreten, während Gretl Wenderoth das Rezept von den alten Rehbühnern las. Darüber hatten weder Ursula noch Stephan ihr Kommen bemerkt.

Sie aber sah Stephens Lächeln und Ursulas anbelobende Blide.

Heißer Zorn wollte in ihr aufsteigen. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, mich auf einem kleinen Gang ins Dorf zu begleiten, Stephan?“ fragte sie.

Er verbeugte sich. Was blieb ihm übrig! Nun komme ich heute gar nicht zu Sophie, dachte er verzweifelt.

„Aber Anna — das ist ja eine Hege — wir wollen doch um zwölf nach Stubbenlammer,“ bemerkte Gretl Wenderoth.

„Nach fast drei Stunden bis dahin. Eben neun jetzt...“

„Ich gehe mit,“ sagte Ursula entschlossen. Sie wollte sich nicht schlecht von Anna behandeln lassen. Das fehlte gerade noch, daß ihre einzige geliebte Freundin ihr jedes Zusammensein mit „ihm“ gestörte.

„Nein, mein Kind,“ sprach Anna kühl, „ich weiß nicht, ob es für dich paßt — ich will zum Doktor Schüler. Das soll ein besonderer Mann sein, den können wir nicht gleich zu dritt überfallen. Ich setze voraus, daß Stephan ihn kennt...“

Er verneigte sich, als Antwort auf den fragenden Blick. Sprechen konnte er nicht. Das Herz schien ihm im Halse zu schlagen.

„Was wollen Sie denn da, Anna? Und gerade jetzt noch eilig vor unsrer Partie?“ fragte die Baronin, die klaffende Schere wie ein Speyer gerade aufgerichtet vor sich haltend.

Anna ärgerte sich. Zu Hause war bereitete nie jemand gewesen, der sie gefragt hätte: Wohin, was, warum? Ursula stand trotzig und hatte einen roten Kopf.

„Ich glaube, ich habe mir eben die Hand ein wenig verstaucht,“ erwiderte Anna. „Es tut weh. Da will ich lieber gleich nachsehen lassen... Und mein Mann soll nicht erst beunruhigt werden — vielleicht

ist es nichts... sagt ihm, bitte, nichts...“

„Dies alles fiel ihr erst in dem Augenblick ein, wo sie es sprach. Heute schon Doktor Schüler zu besuchen, war gar nicht ihre Absicht gewesen. Sie hatte gestern, nach dem Gespräch mit ihrem Manne gedacht: den plausiblen Vorwand, diesen Doktor zu besuchen, finde ich schon einmal. Denn es zog sie mit unbewusster Neugier zu dem Menschen, der das Leben eines anderen Lebens auf dem Gewissen zu haben glaubte. Es mußte sehr interessant sein, so jemand kennen zu lernen.“

Aber als sie Stephan und Ursula in dem Schein einer gewissen Intimität da zusammen am Kamin sah, wollte sie die beiden sofort auseinander jagen, und so gab sie dem Einfall nach, der ihr just kam.

Anna und Leutnant Normann gingen am Waldsaum entlang auf das Dorf Nieperow zu, das unfern voran auf einem Hügel des Geländes lag. Die Sonne schien auf die verstreuten Gehöfte und die kleineren sich enger zusammenhängenden Häuser.

Es war noch morgenfrisch. Der Boden, noch durchtränkt von den gestern gefallenen Regengüssen, atmte einen herben süßen Erdenrauch aus. Ein Gelbpann kam ihnen entgegen, Schimmel, die eine blaumalme Ege hinter sich herzog, die zuweilen kleine tanzen Sprünge machte, wenn sie auf Unebenheiten trat. Das Strohhaar hing den Tieren auf die Nase, was ihnen ein dummes und gutmütiges Aussehen gab. Der Knecht, die Leine in der Hand, schritt schwer ausschreitend nebenher.

Stephan und Anna schwiegen. Er hätte froh sein sollen. Nun fand sich ja die Gelegenheit, der Geliebten sein Ausbleiben für diesen Nachmittag zu erklären. Nun wollte ja ein gültiger Mensch dem armen Mann die Gelegenheit geben, sich wieder ärztlich zu betätigen. Eine verstauchte Hand — das war so wenig; und Stephan war ohnehin überzeugt, daß die Hand sicherlich nicht verstaucht sein konnte. Er glaubte, daß Anna sich vielleicht gefehen habe und das bishigen Schmerz verzärtelt übertrieben. Aber daß eine Dame wie Anna, die Gräfin Geyer in Person, ihn verstauchend aufsuchte — das mußte Sophiens Vater moßtun... Und doch konnte Stephan sich nicht des Augenblicks freuen. Er fühlte sich gedrückt, unsicher.

Anna hatte gar nicht das Bedürfnis, mit ihm zu sprechen. Sie war für den Augenblick zufrieden, daß sie Ursula und Stephan das traumatische Befammensein gehört hatte.

Sie gab sich keine klare Rechenschaft über das, was sie wollte, und wußte es auch eigentlich nicht klar. Sie wußte ebensovienig, was sie für Stephan empfand, und hatte auch nicht das Bedürfnis, deutlich und offen gegen sich selbst darüber nachzudenken.

Vielleicht war es eine Art von kindlichem Haß. Vielleicht Eifersucht. Aber nicht die der Liebe, sondern die der Selbsthüfte, die trotziger folgt: ich habe dieses Glück nicht erreicht, so soll eine andere es auch nicht erreichen! Ihre Jugend war so öde gewesen. Sie sah ihren Vater in Geistessträubigkeit verjüngern und konnte keine gärtliche Verehrung für ihn haben. Ja selbst gegen ihre Mutter empfand sie zuweilen mehr bittere Ungebuld als ergebene Liebe. Die Mutter hätte sich nicht so zur Wärtlerin machen dürfen —

Sie hatte einerseits ein überreiches Phantasieleben geführt und andererseits der Wirklichkeit voll kalter Kritik gegenüber gestanden. Da begegnete ihr dieser Mann...

Es war gewesen, als ginge ein leises Zittern durch ihr Wesen und erschütterte es... als wollten sich Starkeiten zu Wärme und Weichheit lösen... als wollten alle Traumwelten verfliegen und das Auge sich leuchtend für eine neue Welt öffnen.

Er aber sah dies Zittern nicht... er sah nicht das Erwachen einer neuen Seele in diesem Auge — ahnte nichts davon, daß ein steriles Herz durch ihn zum Blühen und Glühen sich erschließen könne...

Es war das alte stille Drama. An hundert und aber hundert Mädchenherzen geht so achlos der Mann vorbei. Sie erwachen aus ihrem Traum, dessen sie sich vielleicht nicht einmal bewußt waren. Es ist nur, als sei der erste goldhelle Sonnenchein aus ihrem Leben geschwunden... es ist, als habe sich etwas verändert. Und wie viele Herzen wissen nicht einmal, was sich denn so verändert hat, und warum sie mit einem Male so viel nüchterner oder so viel milder ins Leben blicken!

In Annas Seele verdorrte dies erste scheue Keimen einer werdenden Liebe —

Was von Anlangen zu ebem Stolz in ihr war, wandelte sich in Hochmut. Bis jetzt hatten die Menschen mit ihr gespielt — so schien es ihr; nun wollte sie mit den Menschen spielen — so nahm sie sich vor.

Sie liebte diesen Mann nicht, der jetzt schweigend neben ihr ging. Sie wäre auch gar nicht mehr fähig gewesen, ihn zu lieben. Denn was so bald, gerade als es erst schüchtern sprossen wollte, im Frost erstarben war, konnte nicht wieder sprossen.

Die Gefahr, daß Anna ihrem Gat-

ten auch nur mit einem sehnächtigen Pulsschlag nach einem anderen Mann unterworfen werden könnte, bestand nicht von fern.

Daß sie dennoch unrecht gegen ihn handelte mit allen ihren Gedanken, daß sie sich seiner und seiner Liebe unwert machte, ward ihr nicht bewußt.

Sie genoß es, daß der Mann, der achlos an ihr vorübergegangen war, von ihrem Gatten in vieler Hinsicht abhing, daß er deshalb auch ihren Wünschen gehorchen sich zu zeigen hatte, daß es in ihrer Macht lag, ihn am Heiraten zu verhindern.

Nun gingen sie die Dorfstraße hinauf. Sie zog sich mit tiefausgehenden Furchen am Gelände empor; ein festgetretener schmaler Fußpfad lief neben ihr. Auf diesem schritt Anna dahin, ihr reharziges Kleid mit der linken emporragend. Die Seite des Kleiderfutters raschelte.

Stephan sah sich dieses knappe vornehme Kleid an, wahrscheinlich die Meisterwerkung eines Modeschneiders. Der einfache braune Filzput mit dem flotten Gestell von hellen Fittischen stand Anna sehr gut. Er dachte voll Wehmut, daß er seiner Sophie schwierig jemals so viel kostbare Eleganz würde schaffen können.

„Das kleine weiße Häuschen mit dem roten Ziegeldach, das ist es“, sagte er voraus deutend.

„Sie kennen Doktor Schüler genauer?“ fragte Anna.

„Er kommt nicht zu Gast Sommerhagen, er sieht auch keine Gäste bei sich — natürlich nicht — Schülers haben wohl knapp ihr Auskommen. Aber immerhin... so auf dem Lande begegnet und kennt man sich doch... Ich habe schon mehrfach mit Schüller gesprochen“, antwortete Stephan und schloß voll Zorn, daß erwiderte.

Sie bemerkte es aber nicht. Sie war nun in einer gewissen Spannung auf den vielbesprochenen Mann.

Das Schüller'sche Häuschen lag in einem kleinen Garten, den ein grünes Staket umgänzte. Es standen mehrere Obstbäume im Garten, ihr mit viden wehgrünen Knospen bestreutes Geäst verzweigten sie fast ineinander. Die Staketbeerdichte unter den Bäumen hatten schon winzige grüne Blättchen. Die fetten Erdschollen lagen frisch umgebrochen in ihrem tiefen, fast leuchtenden Braun. Das Staket und die Rahmen der Fenster, wie die Hausstür an der Schmalsteife waren sauber gestrichen, die Fenster sehr blank, die Gardinen dahinter von frischster Weiße.

„Hier steht es aus, als sei eben reingemacht“, sagte Anna.

Er wußte ja, wer hier malte und plättete und pugte, um es bei aller Sparfameit doch nett zu haben.

Aber in diesem Augenblick, als die elegante schöne Frau durch die grüne Gittertür ging, empfand er bitter die örmliche Kleinheit dieses Heims... Zwei Welten! dachte er.

Gab es keine Wahl als die: die seine zu verlassen, um mit in diese bescheidene Beschränktheit hinab zu steigen? Sollte es ihm wirklich nicht vergönnt sein, sich und das feingearbete, geliebte Wesen emporzuarbeiten in größere, freiere Verhältnisse?

Drinnen, auf dem mit roten Fliesen gepflasterten Flur, der im Hinterrückend ein Fenster hatte, unter dem ein Holzstisch stand, befand sich Sophie Schüler. Sie trug eine große blaue Schürze und ein Worgentkleid von rotem Mattun. Sie pugte am Tisch die Lampe. Ein deutlicher Geruch von Petroleum lag in der Luft.

„Nun, Papa?“ sagte sie, ohne sich umzuwenden.

„Wir sind es, liebes Fräulein...“

Beim Klang der Frauenstimme drehte Sophie sich um...

„Mein Gott...“ sammelte sie. Tiefe Glut schoß ihr in das Gesicht.

Sie glaubte umzufinken — so raufchend strömte alles Blut ihr zum Haupt...

Er kam... er! Mit der Gräfin Geyer! Das bedeutete: er kam, um seine Braut zu grüßen — mit Einwilligung der Verwandten... doch, doch!... welches Himmelsglück...

Sie schloß die Augen.

Das war ein Raufsch — die Glücksdauer von ein paar Herzschlägen lang — das floß vorüber — selunden-schnell.

Denn näher kommend, sprach Anna: „Erzählen Sie doch nicht so, liebes Fräulein — wir hören Sie...“

„Aber lassen Sie sich eben nicht hören beim Lampenputzen... Ich wünsche Ihnen Papa zu konsultieren...“

Anna wollte ihr die Hand reichen.

„Ich habe... sie riechen nach Petroleum“, brachte Sophie heraus und versteifte ihre Hände.

Anna ging darüber hin. „Wir finden Ihren Papa nicht zu Hause?“

„Doch, er ist im Garten — beim Kaninchenstall...“

„Sie haben Kaninchen...“

„Zum Experimentieren...“

„Sie gefahren, daß ich Ihren Herrn Papa bemerksichtig“, sprach Stephan. „Ja, bitte... Und wollen Frau Gräfin nicht hier eintreten...“

Sophie öffnete eine der beiden Türen, die rechts auf den Flur gingen. An der linken Seite befanden sich

drei, eine davon stand halb geöffnet. Anna sah, daß da eine niedliche saubere Küche war. Gerade schien die Sonne hinein und ließ den Ausschmitt des Raumes, den Anna überblicken konnte, förmlich als malerisches Interieur erscheinen: da stand ein braun- und grünlackierter Bauernmildtopf neben einer blanken Kupferlampe auf der weißen Holzplatte des Tisches, ein weiß und blaues Tuch, halb über die Tischkante fallend, lag zusammengesknüllt daneben, am Fenster hinter dem braungrünen Topf und der Kupferlampe standen ein Vogelbauer und eine blühende Azalie.

Als Anna dann die Schwelle der Wohnstube überschritt — deren Tür Sophie einladend geöffnet hielt — hatte sie eine sehr unangenehme Empfindung.

Ganz genau dieselben rotbraunen Belourmöbel hatte es in ihrem Elternhaus gegeben. Natürlich, es war ja Dingenware aus dem Magaggin, sie entsprach ebenso den Bedürfnissen einer Doktorfamilie wie denen einer Gutsbesitzerfamilie und denen jedermanns.

Lächerlich — aber es reizte Anna, gab ihrer Stimmung fast etwas hochmütig Feindseliges.

Da war ja auch derselbe Teeschrank und derselbe Sofatisch.

Nur war hier alles näher beisammen in kleineren Raum, und am Fenster stand eine Nähmaschine, und neben ihr auf dem Fensterbrett, zwischen blühenden Topfgewächsen, lag allerlei Werkzeug an Garn, Fingerringhut, Stoffliden. Hier war heute morgen schon gearbeitet worden.

„Sie haben es sehr niedlich. Und das machen Sie alles allein? Haben kein Mädchen?“

Der Ton mißfiel Sophie. Er war ihr zu lautlich.

Sie sah die Gräfin gerade an.

„Ich bin sehr glücklich, meinem Vater das Leben etwas erleichtert zu dürfen,“ sprach sie mit ruhigem Stolz.

Ach, dachte Anna, das ist vielleicht eine von denen, die mit ihrer Armut prögen. Solche Leute mußte man sich doch fern halten! Burckhard hatte recht!

Ihr Gatte hatte ihr ja eine gewisse Zurückhaltung aus ganz anderen Gründen anempfohlen, aber das verwechselte sie so obenhin.

„Frau Gräfin wünscht Papa zu konsultieren? Das wird ihm von großer Wichtigkeit sein. Darf ich Ihnen für die Absicht schon innig danken“, sagte Sophie nun herzlich, um die Ablehnung und Zurückweisung, die sie sich in ihrem Ton erlaubt hatte, gut zu machen. „Aber hoffentlich ist es nichts Schlimmes.“

„Vielleicht eine kleine Verstauchung der rechten Hand...“

Draußen ward es laut, und dann kamen Doktor Schüler und Stephan herein.

Dieser besorgte die Vorstellung, und man wechselte einige höfliche Worte. Dabei sah Anna sich den Mann an und fand sich ganz enttäuscht.

Sie hatte sich einen düsteren, scheuen Menschen gedacht, dem man auf zehn Schritte die folternden Geistesqualen ansehe und vor dem man ein leises Grauen empfinde. Der Alte sah ja ganz menschlich aus. Auch in seiner Kleidung. Ein bißchen abgetragen, aber sehr ordentlich.

Doktor Schüler war ein mittelgroßer Mann; sein Haupt erschien für die Gestalt ein wenig zu mächtig, vielleicht kam das durch den breiten grauen Vollbart und das starke graue Haar, das etwas buschig um den Schädel und über der Stirn stand. Diese Stirn, die von vielen kleinen Querfalten durchzogen war, trug er etwas vorgeneigt, so daß die tief liegenden gramvollen Augen von unten herauf blickten, was dem ganzen Gesicht etwas Grüblerisches gab.

Er lächelte. Daß es ein Lächeln war, dankbar und zaghaft, wie es Kranke haben, denen man wohl tut, das sah Anna nicht.

Sie mußte leider in ihrer Rolle bleiben, das war ja notwendig. So begann sie denn einen kleinen klagen Bericht und zeigte mit den Fingern ihrer Linken, wo es ihr am rechten Arm und den Gelenken der Rechten weh tun sollte.

Sophie stand mit Stephan am Fenster bei der Nähmaschine. Sie schwiegen und hörten zu.

„Wollte Frau Gräfin nicht zum Arzt nach Sogard senden? Ich liebe hier doch eigentlich nur als Privatmann...“ sprach Doktor Schüler zögernd.

„Aber ich bitte Sie! Bester Herr Doktor! Werden Sie mir die kleine Hilfeleistung abschlagen?“ fragte Anna liebenswürdig.

„Darf ich Sie dann bitten, in mein Studierzimmer zu treten?“

Das war nebenan, und die Tür dahin stand nur angelehnt.

Ihren Kopf zustimmend neigend, ging Anna also dort hinein.

Raum hatte sich die Tür hinter ihr und dem Doktor geschlossen, so ergriff Stephan die Hand der Geliebten.

„Ich konnte gestern Abend nicht allein mit Onkel Burckhard sprechen, ohne sehr auffällig zu werden. Und da will ich Vorsicht“, flüsterte er, liebedoll ihre kalten Finger streichelnd, „heut“ unternehmen wir einen Ausflug

nach Stubbenlammer. Vielleicht lädt die Gräfin dich ein. Dann hab wir doch wenigstens zusammen.“

„Ich würde es ablehnen. Die Qual ist größer als die Freude“, flüsterte sie zurück.

„Bitte, bitte — mir zuliebe! Ich setze dann doch dein liebes, schönes Gesicht... wenn ich es auch nicht küßfen darf...“

„Wenn ich dich auch verleugnen muß, verbesserte Sophie in ihren Gedanken bitter seine Worte. Aber sie erwiderte doch seinen heftigen Handgedrue... Sie zürnte ihm ja nicht — diese Heimlichkeiten waren ja nicht seine Schuld.“

Anna dachte, als sie in das Studierzimmer trat: Wenn ich nur kein dummes Zeug vorlege — so etwas, was es gar nicht gibt. Dann merkt er ja... Ihre Komödie war ihr schon lästig. Das Zimmer nahm ihre Aufmerksamkeit sehr in Anspruch. Es erschien ihr interessanter als der Mann.

An der Hauptwand die Bücherei und in der Nähe des einen Fensters der Schreibtisch — das war nebst allerlei andern Einrichtungsgegenständen das Gewöhnliche. Aber an der Wand gegenüber dem Fenster stand ein Tisch, und über ihm an der Mauer zog sich ein Bord hin. Tisch und Bord standen voll zahllosen kleinen Fläschchen, leer, gefüllt, halb voll; Glashöfen, darin sich, offenbar in Spiritus, Präparate befanden, waren aufgereiht. Instrumente, Gummi-schläuche, Glasstrichter lagen da.

„Die reine Fauststube, erlernt“, sagte sie lächelnd, „nur was Stiel fehlt.“

„Es ist aber im Hause“, antwortete er mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ohne Zweifel haben Frau Gräfin von dem schweren Mißgeschick gehört, das mein Berufsleben mir zerstörte.“

Nun hatte Anna eine Anwallung echter, wirklicher Teilnahme.

„Vor allen Dingen habe ich gehört, daß Geheimrat von Arnheim und Geheimrat von Thalmann und professor Gutter sich in einem Gutachten dahin ausgesprochen haben, daß Sie ganz im Rechte seien. Und speziell was Arnheim sagt, ist mir autoritativ.“

Daß eine so junge Frau noch gar kein Urteil haben konnte und daß es völlig wertlos war, ob für die Arnheim „autoritativ“ sei oder nicht, sagte Doktor Schüler sich. Aber er nahm an, sie spräche nach, was der Graf und andre Personen von Urteilskraft geäußert hatten, und deshalb tat es ihm doch wohl.

Anna sah sich ungeniert und neugierig um.

Das Zimmer lag gegen Westen und war jetzt sonnenlos. Das kalte Licht ließ alles düsterer erscheinen. Da war nirgends Glanz, nirgends Schatten. Eine gleichförmige Beleuchtung lag auf allen Gegenständen.

Wie man zuweilen wildfremden Menschen gegenüber mehr vor sich verrat, als man vor den eigenen Angehörigen von seinem Wesen kundgibt, so sagte Anna jetzt lebhaft:

„Alles Geheimnisvolle hat für mich einen fabelhaften Reiz. Ich möchte wissen, was alle diese hundert Fläschchen und Gläser bedeuten. Sie loden mich. Es ist, als steh ich alchimistischen Künsten gegenüber. Aber dazwischen herumantareten dürft! Schließlich steht doch so eine Art Zaubergehalt in allem. Die Nacht über Tod und Leben.“

„Nein, die hat schließlich doch nur einer in seiner allmächtigen Hand,“ sprach er leise.

Anna begriff, daß sie an etwas gerührt habe. Das wollte sie ja nicht. Aber es war wohl schwer, mit dem Manne hier zu sprechen, ohne an etwas „zu rühren“.

„Was ist das da?“ fragte sie.

„Ein Kaninchenmaggen in Spiritus“, antwortete er geduldig. „Aber es kann Sie wirklich kaum interessieren, Frau Gräfin, und Stunden würde es dauern, wenn ich jedes Stück erklären wollte.“

„Gewiß, gewiß. Meine Neugier ist etwas kindlich. Ich begreife Schelten Sie nur.“

„Aber, Frau Gräfin, ich wid gerne antworten, solange es Ihnen beliebt zu fragen,“ sagte er respektvoll.

Er wußte es: intelligente junge Menschen sind immer sehr neugierig dem Handwerkszeug der Wissenschaft gegenüber.

Und auf irgend eine Weise war der jungen Gräfin der Ruf vorausgegangen, daß sie sehr klug sein sollte.

Außerdem war sie die Gattin des Grafen Burckhard, für den Doktor Schüler eine dankbare Verehrung empfand.

So sah er in Annas Fragen etwas ganz Natürliches und trachtete, für ihren Laienverstand die möglichst klaren Auskünfte zu geben.

„Und diese kleine Gruppe von Miniaturflaschen mit hellbräunlicher Flüssigkeit?“ fragte sie endlich, mit dem Zeigefinger dahindeutend.

„Opiumtinktur“, sagte er kurz.

„Sie verstimmt. Sie fühlte, sie hatte wieder an „etwas gerührt“.“

„Aber Ihre Hand, Frau Gräfin,“ sprach er nun machend in das kleine vorlegene Schweigen hinein.

(Fortsetzung folgt.)